

Der Shuttle-Bus holt uns vom Flughafen ab. Ich kann sein Alter schwer einschätzen. Sehr schwer. Die Toilettentür im Bus steht auf rot. Mir wird's mulmig. Was ist wenn ...? Senior im Schach ist man im Prinzip ab dem sechzigsten Lebensjahr (Seniorinnen ab 50). Und die WM kann im Prinzip jeder mitspielen, er muss nicht mal Schach spielen können, jedenfalls wird kein Nachweis dieser Fähigkeit verlangt. Bedingungen gibt es keine. Dementsprechend sieht das Teilnehmerfeld aus. Da ist der kleine Kreis der absoluten Spitzenspieler, der sogenannten Großmeister, und dort tummeln sich die Schachfreaks, die grade mal eine Grundstrategie beherrschen, will sagen: Kreisliganiveau spielen. Jeder Fußballfan weiß, was das bedeutet.

An der Weltmeisterschaft in seinem Lieblingssport, und das als Amateur, teilnehmen zu können, ist vermutlich der Traum jedes Sportinteressierten. Für Schachspieler wird dieser Traum wahr, wenn man bereit und in der Lage ist, konkret für 2012 gesprochen, nach Kamena Vourla zu reisen. Die WM der Senioren findet jährlich statt. Jetzt, Anfang sechzig, wenn man noch einigermaßen fit und die Gehirnzellen noch nicht zur Gänze eingefroren sind, so mein Schachfreund aus Eppingen, jetzt also müsse man die Sache angehen, unbedingt, jedenfalls, wenn man noch was reißen und gewinnen wolle. So ganz billig ist die Angelegenheit indessen nicht. Um die zweitausend Euro muss man einplanen. Ich kann und will nicht nein sagen. Wir kennen uns schließlich seit Kindheits- und Jugendtagen im Schachverein des derzeitigen Bundesligisten Eppingen (Nordbaden), dessen Bundesligateam er managt und auch finanziell unterstützt.

Die nahezu dreistündige Busfahrt ist für mich einigermaßen erfrischend. Ich hatte ja keine Vorstellung von Griechenland. Die Autobahn geht von Athen bis nach Kamena Vourla, unserm Zielort nahe der berühmten Thermopylen. Diesiges Regenwetter. Dafür kann Griechenland nichts. Für die Schuldenkrise schon eher. Fast die gesamten vierzehn Tage wird es regnen. Die Rache der Griechen an uns Deutschen? Ich denke melancholisch an mein Lieblingsreiseland Italien. Hier links und rechts kahle Berge, wie geschoren, nackt, bloß, kalt. Außerdem immer wieder in der Landschaft verrottete Gebäude, Ruinen, mitten im Aufbau abgebrochen, rostiges Gestänge in der Weite der Ebene, zerflederte Werbeträger auf hohen Säulen. Unterirdisch! Armes Griechenland! Jetzt versteh ich! Ich erinnere mich an Alexis Sorbas, den schicksalsergebenen Taugenichts im verfilmten Roman, sechziger Jahre, Schwarzweiß, Antony Quinn. Hat das was mit den heutigen Griechen zu tun? Ich weiß es nicht. Keine Ahnung!



Der Turniersaal

Am nächsten Tag beginnt das Turnier. Die Auslosung will es: ich sitze am ersten Tisch, am ersten Brett, ich spiele gegen den Turnierfavoriten. Mir fährt so was von der Schreck in die Glieder. Das muss doch nicht sein, gleich in der ersten Runde! Ich armes Schwein, Gelegenheitsspieler auf unwürdigem Niveau, gegen den Großmeister Vaissier aus Frankreich, der Spieler im Turnier

mit der höchsten Elo-Zahl (so heißt die Leistungsziffer, benannt nach ihrem Erfinder, einem ziemlich cleveren Mathematiker, eine Zahl, die ziemlich exakt die derzeitige potentielle Spielstärke anzeigt, potentiell, weil man ja den Gesundheits- respektive Geisteszustand nicht unbedingt wissen kann). Mehrfach purzeln meine Figuren auf dem digitalen Schachbrett um, weil meine Hand vor Aufregung zittert. Die ersten acht Bretter sind digital verdrahtet, damit die Partien direkt ins Internet übertragen und dort aktuell zeitgleich verfolgt werden können. Mein Gegner nimmt's gelassen, bittet mich nur, die Figuren möglichst exakt in die Mitte der Felder zu platzieren, weil er aufgrund eines Augenleidens Mühe habe, die Stellung zu registrieren. Man sieht's. Seine Augen sind wie tränende Gläser. Er lebt in Frankreich, emigrierter Russe, wie so manch anderer Spitzenschachspieler aus Russland, etwa Boris Spasski, der legendäre Gegner von Bobby Fischer in Reijkjavik 1972.



Evgeny Svechnikov (Lettland)

Überhaupt stellt Russland das größte Kontingent aller Teilnehmer. Erstaunlich die nationale Vielfalt. Von den knapp über hundert Teilnehmern stammen knapp vierzig aus verschiedenen Staaten des Planeten. Aus Südamerika kommt ein Brasilianer – begleitet von der Ehefrau –, der allerdings bald den allerletzten Tisch, Nummer 53, für sich gepachtet hat, ein Venezulaner, ebenfalls ehedraulich abgesichert, aus Nordamerika ein Amerikaner, ein Kanadier. Von der Gegenseite der Erdkugel kommen welche aus Australien, Neuseeland usw. Die meisten natürlich aus Westeuropa. Aus Deutschland mehr als zehn Teilnehmer.

Ich halte dagegen. Der Großmeister grübelt. So leicht macht mich der nicht weg. Ich habe die weißen Steine (»Steine« sagt man auch anstelle von »Figuren«). Mit Weiß spielt es sich leichter. Ich habe Ausgleich bis fast zum zwanzigsten Zug. Dann passiert, was eben immer passiert, wenn ein Amateur gegen einen Großen spielt. »A Blunder« sagen die Angelsachsen. Ein Aussetzer mit fatalen Folgen. Die alten Heroen bis zum letzten Tisch sind mit erbarmungslosem Siegeswillen bei der Sache. Geschenke, etwa aus physischer Schwäche, gibt es beileibe nicht. Nicht mal am letzten Spieltag. Kaum eine Partie, die nicht bis zum bitteren Ende ausgespielt würde. Ab und an gibt es Streit. Die Schiedsrichter eilen herbei. Versuchen gütlich zu schlichten. Ältere Herrschaften sind zuweilen halsstarrig und auch streitsüchtig. Im Großen und Ganzen geht es sehr gesittet zu. Einige sind zum x-ten Mal bei Weltmeisterschaften. Ein deutscher Kollege aus Koblenz verrät mir: das elfte Mal in Folge! Er muss also über siebzig sein.

Dienstag, Mittwoch, Donnerstag. Diesiges, regnerisches Wetter. Griechenland hab ich mir anders vorgestellt. Zum Glück hab ich einen Pullover dabei. Der Ort wie ausgestorben. Am Ufer entlang Stühle, Tische, Stühle, Tische. Alle unbesetzt. Niemand zu sehen. Einige vereinzelt einsame Angler. Hupende Autofahrer. Wer sich kennt, das hab ich verstanden, hupt sich zu. Man kennt